Klasse zu folgen, die zwar schon bisher großen Einfluß auf die Pelzmode hatte, aber noch nie als ein Muster der Mode aufgestellt werden konnte, nämlich dem Pelzjäger. Die Pelzjäger, die in harter, entsagungsvoller Mühe den schönen Frauen ihren Schmuck liefern, kleiden sich natürlich selbst in Felle. Im Sommer kleiden sie sich in Renntierhaut, und im Winter hüllen sie sich in Pelze der weniger seltenen wilden Tiere, die sie erlegen. Dazu tragen sie als eigentümliche Dekoration Riemen und Streifen von Leder an ihren Pelzen, die gleichsam als Fransen an ihnen herunterhängen. Das haben ihnen die eleganten Damen nun abgesehen und lassen ähnliche Gehänge aus Leder ihre Pelze verzieren. Ist das eine Ehre, die man den mutigen Pionieren des Handels im fernen Sibirien zu teil werden läßt? Wohl schwerlich. Denn unsere Frauen denken kaum darüber nach, welch mühevoll gefährlicher Arbeit sie die herrlichen Pelze verdanken, die ihren Teint und ihre Schönheit so wundervoll heben und zur Geltung bringen. Die kostbarsten Felle werden noch immer in Sibirien gefunden, und sie sind dort bereits so selten, daß man nur von der Eröffnung weiterer Jagdgebiete in diesem unbekannten Land eine Bereicherung des Pelzmarktes und ein Fallen der ins Ungemessene gestiegenen Preise erwarten kann. Die wertvollsten Tiere, das kleine zierliche Hermelin, der weiße, rote oder schwarze Fuchs, dürfen nicht geschossen werden, weil sonst das Fell verletzt würde. Geschickte Jäger erlegen sie durch einen Pfeilschuß in den Kopf und ziehen ihnen dann mit höchster Sorgfalt das Fell ab, das sie eifersüchtig und mißtrauisch in einem unzugänglichen Versteck aufbewahren, um es vor Räubern und Feinden zu schützen. Schon diese rohen Felle repräsentieren nämlich beträchtliche Werte; so kosten z. B. schöne Felle des russischen Zobels schon an Ort und Stelle seiner Erlegung ebensoviele hundert Rubel, als sie später Tausende wert sind, wenn sie durch die Hände der Kaufleute und Verarbeiter gegangen sind. Ebenso gesucht sind die Pelze des russischen Fuchses, deren warmer dunkler Ton sich mit einem feinen glänzenden Silberlicht vermählt. Ein Jäger, dem es nach Wochen des Suchens gelingt, ein hervorragend schönes Exemplar, mit feinen weißen Flecken gesprenkelt, zu erbeuten, fühlt sich für all seine Entbehrungen reichlich belohnt, denn dieses einzige Fellchen kann ihm schon 4000 ℳ einbringen; 800 ℳ ist der Normalpreis, der dem Jäger für solch einen Fuchspelz bezahlt wird. Schwarzer Zobel kommt auch aus China und Japan, aber er ist weniger kostbar und hat nicht den schimmernden seidigen Glanz. Eine reiche Ausbeute liefern die nördlichen Distrikte von Kanada, wo der Handel manchmal ebenso lebhaft ist wie in den Ländern von Irkutsk, wenn auch nicht so hohe Preise erzielt werden.

* **Der Krieg mit der „Revolversekte".** In Kansas City hat der starrsinnige Fanatismus einer Anzahl Straßenprediger, Anhänger einer wunderlichen religiösen Gemeinschaft, die sich die „Revolversekte" nennen, zu einem blutigen Kampfe mit der Polizei geführt, zu einem regelrechten Feuergefecht auf offener Straße, der mit dem Tod von drei Menschen und mit der Verwundung einer Anzahl von Beamten abschloß. Vor dem Rathaus hielt der Straßenprediger John Sharp, der sich „Adam-Gott" nennt, umgeben von einer Gruppe seiner Anhänger, eine aufreizende Rede an das Volk, in der er die Eltern aufforderte, ihre Kinder nicht mehr in die Schule zu geben und allen Polizeimaßnahmen mit der Waffe in der Hand entgegenzutreten. Der Vorsteher des Jugendgerichtshofs Mr. Holt, der zugleich Beamter der Gesellschaft für Kinderschutz ist, wurde zufällig Zeuge der Szene und suchte der Predigt ein Ende zu machen. In der Gefolgschaft des „Propheten" befand sich auch das Ehepaar Pratt mit seinen fünf kleinen Kindern, die alle systematisch vom Schulbesuch und von jedem Unterricht zurückgehalten werden. Holt erklärte, daß diese Kinder den Eltern entzogen werden müßten, falls die Eltern damit fortführen, den Kleinen jede Entwicklungsmöglichkeit starrsinnig zu versperren. Es war wie das Zeichen zum Sturme. Außer sich stürzte sich der greise weißhaarige Führer der Revolversekte auf den Beamten, riß seinen Revolver heraus und verletzte Holt mit einem heftigen Schlag an den Hinterkopf. Holt eilte zur Polizei, um Schutz und Hülfe zu finden. Als die Wachmannschaften am Platze eintrafen, wurden sie mit einem Hagel von Geschossen begrüßt. Es zeigte sich, daß alle Mitglieder der Sekte mit Revolvern ausgerüstet waren. Mehr als hundert Schüsse fielen in wenigen Sekunden. Die Polizei blieb die Antwort nicht schuldig. John Sharp, der Führer, der „Adam-Gott", wurde am Schädel schwer verletzt und liegt im Sterben, ein Polizeisergeant war sofort tot, zwei weitere Beamte schwer verwundet; aber schließlich gelang es den Wachmannschaften doch, den Platz zu säubern. Der Gefährte des Propheten, der Vater der fünf Kinder, wurde unverletzt gefangen genommen; die Frau mit den Kindern aber flüchtete sich in ein nahe am Ufer liegendes Hausboot, in dem sie sich verbarrikadierte. Mit einem Gewehr in der Hand verhöhnte sie die Polizisten und forderte sie auf, näher zu kommen. Als die Beamten herbeieilten, flüchtete sie mit den Kindern in ein Ruderboot und ruderte in die Mitte des Missouri. Alle Zurufe blieben unbeachtet. Erst als die Beamten einige Schüsse auf das Boot abgaben, ergab sie sich in ihr Schicksal. Die Kugeln hatten ihre 13jährige Tochter Lola auf der Stelle getötet. Die verhafteten Mitglieder der Sekte erzählen, daß sie sich systematisch im Gebrauch von Feuerwaffen geübt haben, um der Polizei widerstehen zu können. Mrs. Pratt sagte, daß sie auf die Polizei geschossen habe, um ihr ewiges Leben nicht zu verlieren. „Adam hat erklärt, es sei unsere religiöse Pflicht, auf die Polizei zu schießen, und er versicherte uns, Gottes Gnade habe uns unverletzlich gemacht." Schon seit Monaten hat die Sekte regelmäßig geheime Zusammenkünfte abgehalten, in denen sie sich religiösen Uebungen, die stark hysterisch gefärbt waren, hingaben. Ihr Hausboot war der Treffpunkt aller religiösen Fanatiker, die Schar der Anhänger wuchs täglich. Adam war aus verschiedenen Städten des Westens ausgewiesen, weil er überall Straßenprozessionen veranstalten wollte, in denen seine Anhänger und Bekehrten nackt durch die Stadt wandeln sollten. Alle Gläubigen weigerten sich, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Der zweite Führer dieser Fanatikersekte, James Sharp, der sich den Beinamen Elias II. zugelegt hat, ist in der Verwirrung entkommen und befindet sich noch auf freiem Fuße.

* **In der Ehescheidungsmühle.** Aus New York wird berichtet: Allen Beschwerden und Klagen der Sozialreformer und der Geistlichen zum Trotz dauert das Ehescheidungsunwesen in Amerika fort, und New York hat am Dienstag ein neues Beispiel dafür geliefert, mit welcher Schnelligkeit die amerikanischen Scheidungsmühlen arbeiten können. Es war der letzte Verhandlungstag für Ehescheidungsangelegenheiten am Gerichte, und da der Richter Dowling erklärt hatte, daß alle Fälle, die bis zu diesem Tage nicht verhandlungsfähig seien, auf Ostern vertagt würden, erfolgte ein wahrer Ansturm scheidungslustiger Frauen, die alle von dem Wunsche erfüllt waren, die bevorstehenden Weihnachtsfeiertage ohne Gatten zu genießen. Nach Hunderten zählten die ehemüden Damen, junge elegant gekleidete Frauen, denen die Lebenslust aus den Augen sprühte, aber auch würdige Matronen, die den Sechzigern entgegengingen. Mit ihren Zeugen und Anwalten waren sie alle erschienen und harrten ungeduldig auf den Aufruf. Ein New Yorker Korrespondent erzählt eine kleine Szene, die bezeichnend ist. Eine große, schlanke, hellblonde Dame, die schmiegsame Gestalt in kostbare Pelze gehüllt, betritt das Gerichtsgebäude und wendet sich an den ersten Beamten, der ihr im Korridor begegnet: „Können Sie mir nicht sagen . . ." Der Beamte läßt sie nicht zu Ende sprechen. „Die Abteilung für Ehescheidungen ist dort links." Die Dame ist etwas erstaunt: „Aber woher wissen Sie . . .?" „Weil immer vor Weihnachten die Damen nach dem Scheidungsgericht fragen." Inzwischen hat der Richter Dowling seine Tätigkeit begonnen, und die Verhandlungen folgen einander mit einer Kürze und Promptheit, die wohl einen Rekord darstellt. In keinem Polizeigerichte, wo kleine Vergehen und Trunkenbolde abgeurteilt werden, kann rascher und summarischer verfahren werden, als am New Yorker Ehescheidungsgericht. Bis zum Mittag waren vierzig Fälle erledigt, durchschnittlich zehn bis fünfzehn Fälle in der Stunde, so daß jede Scheidungsklage in durchschnittlich fünf Minuten erledigt wurde. Trotzdem sah sich der Richter Dowling genötigt, zu erklären, daß er bis zwei Uhr Morgens im Gerichtszimmer bleiben werde, um den Andrang zu bewältigen und den Wünschen aller Scheidungslustigen Genüge zu tun.

* **Die teuere Schönheit.** Aus Paris wird berichtet: Wie teuer Frauenschönheit bezahlt werden muß, zeigte eine Gerichtsverhandlung in Paris, die von der vornehmen Welt mit größtem Interesse verfolgt wurde und wohl einige Zeitlang das Tagesgespräch der Salons bleiben wird. Die Vicomtesse de Varinay hat zur Pflege ihres Teints die Dienste einer Schönheitsdoktorin in Anspruch genommen, und mehrere Monate lang unterzog sie sich alltäglich geduldig der Aufgabe, sich eine Stunde lang das Gesicht massieren zu lassen. Nach Ablauf der Kur aber brachte der Postbote eine Rechnung, und die Vicomtesse erfuhr mit einigem Staunen, daß sie ihrer Masseuse für die Behandlung 5407,50 ℳ schulde. Der Preis schien ihr zu hoch, selbst für ihre eigene Schönheit, und sie entschloß sich, es auf eine Klage ankommen zu lassen. Vor Gericht wurde festgestellt, daß die Behandlung sich auf eine einstündige Gesichtsmassage mit einer besonderen Salbe beschränkt hatte, und daß die Masseuse für diese Bemühungen pro Tag 50 ℳ verlangt hatte. Der Rechtsanwalt der Schönheitsdoktorin führte zwar aus, daß seine Klientin keine gewöhnliche Masseuse sei, sondern eine Künstlerin ihres Faches, daß jeder Nerv und jede Muskel durchmassiert werden mußte, und daß diese Anstrengung so groß war, daß die Schönheitsdoktorin nach jeder Sitzung sich stundenlang ausruhen mußte. Zugleich machte er geltend, daß die Schönheitssalbe, deren Rezept natürlich nicht verraten werden könne, sehr teuere Ingredienzien erfordere, wie z. B. bittere Mandelessenz, die 24 ℳ pro Gramm koste. (Ein Pariser Chemiker erklärte übrigens, daß der Marktwert dieser Essenz nur 15 Cts. pro Gramm betrage.) Allein das Gericht fand die Kur doch ein wenig zu teuer und ermäßigte die Rechnung der Schönheitskünstlerin von 5407 ℳ 50 ₰ auf insgesamt 960 ℳ, die die Vicomtesse für ihre Gesichtsmassage bezahlen mußte.

* **Kissen.** Der moderne Salon will, im Gegensatz zu der steifen Pracht der Empfangsräume früherer Zeiten, vor allem den Eindruck der Behaglichkeit hervorrufen. Tausend Kleinigkeiten, die man früher nicht kannte, müssen ihn heute verschönen; dazu gehört das Kissen, das zuerst seinen Weg vom Orient nach England fand, wo man ihm gern einen Platz in den tiefen, bequemen Lehnsesseln der Salons einräumte, und das nun schon seit Jahren auch bei uns heimisch geworden ist. Wir weisen ihm allerdings den Platz auf dem Sofa oder der Chaiselongue an, wo sich's, mit einem Buch in der Hand, so gut ruhen und träumen läßt. Das Kissen soll aber nicht nur der Bequemlichkeit dienen, es soll auch dekorativ wirken. Daher wird es aus den verschiedensten Stoffen in mannigfaltigen Formen hergestellt und ist eins der beliebtesten Weihnachtsgeschenke. Das bevorzugteste Material zu den großen viereckigen Kissen sind damaszierte oder broschierte Seidenstoffe; auch glatte schwere Seide, die bestickt, bemalt oder mit Spitzen, ja selbst mit Goldborten benäht wird. Die kleinsten Kissen jedoch werden stets aus feinem, gesticktem oder mit Spitzen inkrustiertem und besetztem Batist hergestellt, da sie als eigentliche Kopfkissen dienen. Deshalb muß auch auf diese Pölsterchen, die das Haupt der schönen Frau gewissermaßen wie ein Rahmen umgeben, eine besondere Sorgfalt verwendet werden. Meistens sind sie rund; das Mittelstück wird von einer starken venezianischen Spitze gebildet, um die sich dann in Kreisen oder als einzeln aufgesetzte Spitzenblumen usw. das Muster formt, dessen Zusammenstellung dem Geschmack der Verfertigerin überlassen bleiben muß. Auch ausschließlich aus fein gesticktem Batist werden die Kissen hergestellt, aber alle werden um den Rand sehr reich mit weich fallenden Valenciennes garniert, oder mit irgend einer anderen Spitze, die dem Kissen den Charakter des Luftigen, Duftigen verleiht.

Schul- und Universitätsnachrichten.

* Aus Straßburg wird berichtet: Der Privatdozent und Oberarzt an der psychiatrischen Klinik der hiesigen Universität Dr. M. Rosenfeld wurde zum a. o. Professor ernannt.

* Dr. August Heisenberg, Privatdozent für mittel- und neugriechische Philologie an der Würzburger Universität, wurde zum Honorarprofessor ernannt.

* Man schreibt der Frankfurter Zeitung aus Christiania: Das Unterrichtsdepartement hat beschlossen, in das nächste Budget 12 000 K. für einen Kurs einzustellen, der die Grundlage für die künftige Kunstakademie bilden soll. Im ganzen Lande existiert nämlich noch keine Lehranstalt für die bildenden und darstellenden Künste, doch wird alljährlich eine große Summe an Stipendien für das Studium im Ausland ausgegeben.

Kunst, Wissenschaft und Literatur.

A. S. Aus Athen, 9. Dezember, wird uns geschrieben: Heute hat in der Bibliothek des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen eine Festsitzung stattgefunden, bei welcher eine von Walter Lobach in Berlin geschaffene Herme von Ludwig Roß eingeweiht worden ist. Den großen Mann, dessen Verdienste um die Alterswissenschaft fast unübersehbar sind, haben die beiden Sekretäre des Instituts, Professor Dörpfeld und Dr. Karo, sowie Professor Kavadias, der Generalephoros der griechischen Altertümer, mit fesselnden Worten zu ehren gewußt. Vor zwei Jahren ist auf den deutschen Universitäten der 100. Geburtstag von Roß begangen worden. Damals hatte Professor Karl Robert, sein Nachfolger an der Universität Halle, sich an die Spitze eines Komitees gestellt, um die Mittel für ein Roß-Denkmal aufzubringen. Der Aufruf hatte überall großen Beifall gefunden, namentlich in Griechenland, wo namhafte Beträge auch von der Universität und der Archäologischen Gesellschaft gezeichnet wurden. In Griechenland, an der Stätte seines segensreichsten Wirkens, sollte auch das Standbild von Roß aufgestellt werden, in Griechenland, das seine zweite Heimat gewesen war. Als Sechsundzwanzigjähriger war Roß im Jahre 1832 nach Griechenland gekommen, zu einer Zeit, als das griechische Volk nach einem zehnjährigen blutigen Kampfe das Joch einer drückenden Barbarenherrschaft abgeschüttelt hatte und das neuerstandene Reich, im Werden begriffen, mächtig vorwärts strebte. In dieser Zeit, reich an Hoffnungen und Ungewißheit, war der Blick in die große Zukunft gerichtet; für das Vergangene hatte man noch keinen Sinn, und so waren die Zeugen des Altertums vergessen und mißachtet. Da war es Roß, der gleich zu Beginn jener neuen Zeit das Interesse für die Denkmäler des großen Hellas zu erwecken verstand. Die Liebe für das Altertum hatte ihn nach dem Süden getrieben, und die Mittel hierzu waren ihm von der dänischen Regierung zur Verfügung gestellt worden. Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß Roß mit dem Segler, der ihn nach Griechenland führte, auch die erste Nachricht von der Wahl des jungen Prinzen Otto von Bayern zum griechischen König nach Nauplia brachte, das damals der Sitz der provisorischen Regierung war. Schon im Jahre nach seiner Ankunft war er zum Ephoren der Altertümer im Peloponnes geworden; ein Jahr darauf bekleidete er das Amt eines Generalephoren. Den Bemühungen von Roß war es zu danken, daß die Erschließung der großen Ruinenstätte auf der Akropolis gleich in jenen ersten Jahren begann. Die Akropolis mußte unter seinem Einflusse vom Militär geräumt werden; er war es, der von jener ehrwürdigen Stätte Besitz ergriff und die großen Arbeiten der Grabungen und Rekonstruktionen einleitete, die nun jahrzehntelang nicht nur die engeren Fachkreise und Altertumsfreunde, sondern die ganze gebildete Welt anregen und beschäftigen. Als erster hatte er es unternommen, aus den tief in der Erde schlummernden Resten die Geschichte der antiken Bauwerke aus dem Schutt wieder erstehen zu lassen und sie zu rekonstruieren. Der kleine zierliche Tempel der ungeflügelten Nike am Aufgang zu den Propyläen der Akropolis, den er aus den Trümmern der türkischen Festungsmauer Stück für Stück hervorzog und in mühseliger, aufopfernder Arbeit an seiner ursprünglichen Stelle wieder aufzubauen unternahm: dieses Kleinod attischer Baukunst, schlicht und einfach in Formen und Gestalt, ist vielleicht das würdigste Denkmal, ein Wahrzeichen des vornehmen, edlen Mannes, seines Könnens und Wirkens, der großen Probleme, die er für alle Zukunft gestellt hatte. Die aufreibenden, oft schwierigen Amtsgeschäfte ließen ihm doch noch Zeit genug, das Land nach allen Richtungen zu durchstreifen. Als Begleiter des Königs, in erlauchter Gesellschaft, mit Freunden oder allein, hatte er auf Ausflügen und Reisen einen tiefen Einblick in das Land gewinnen können. So haben sich seine Aufzeichnungen zu einer reichen Fundgrube für alles, was griechischer Boden trägt, nährt und birgt, gestaltet. Ein offenes Auge für die Schönheiten der Natur, Verständnis für die Sitten und Gewohnheiten des Volkes, ein Erkennen und Verstehen des Bodens, auf dem er lebte, hatten ihn bald dem griechischen Volke näher gebracht, zu dem er sich hingezogen fühlte, das er lieben und achten lernte. Nach einer kurzen Trübung seiner Beziehungen zu der griechischen Regierung, wobei er sein Amt niederlegte, wurde er bei der Eröffnung der Athener Universität von König Otto zum ersten Professor der Archäologie berufen. Eine ganze Reihe von Jahren hat er in segensreichem Wirken dieses Amtes gewaltet und einen Stab von jungen Gelehrten herangebildet, die dem jungen, unerfahrenen Lande eine sichere Stütze werden sollten. Im Jahre 1844 zog sich Roß in die Heimat zurück. Die reichen Früchte seines Aufenthaltes auf griechischem Boden eröffneten ihm eine ersprießliche Tätigkeit an der Universität Halle, wo er als Professor den Lehrstuhl für Archäologie innehatte. Ein hartnäckiges Leiden, das ihn gleich nach seiner Reise erfaßt hatte, raffte ihn schon 1859 im Alter von 53 Jahren dahin. Hochbetagt lebt in Halle noch die ehrwürdige Lebensgefährtin dieses Mannes; sie hatte noch die Freude, aus der Ferne an dem Ehrentag ihres Gatten teilzunehmen, den sie vor fast 50 Jahren zu Grabe trug. Ihrer wurde mit ergreifenden Worten gedacht, als die kunstvoll ausgeführte Herme in feierlicher Handlung ihrer Bestimmung zugeführt und im Namen der bejahrten Witwe ein Oelzweig niedergelegt wurde. Ein schlichter attischer Oelzweig — als Gruß seiner Gattin, als Gruß seiner zweiten Heimat Griechenland.

Theater und Musik.

R. F. Yvette Guilbert trat hier am Montag nach längerer Pause wieder auf. Lebhaft begrüßte sie der dicht gefüllte Mozart-Saal. Sie erschien diesmal nur als Diseuse, nicht auch als Actrice. Und das war gut. Weit anziehender ist es, wenn sie vorträgt, als wenn sie darstellt. — Wie ganz anders sind bei ihr Erscheinung und Darbietungen als bei unseren aufgeputzten und aufdringlichen Brettlsängerinnen! Ihre schlanke Figur war mit schlichtem weißen Kleide angetan, das nur eine blaßrote Rose schmückte. Ohne viel Kunst hatte sie das kastanienfarbene Haar geordnet. Arme und Schultern blieben unbedeckt. Lose hing nur ein weißer, goldburchwirkter Schal um ihren Hals, der beim Vortrage gelegentlich als Schleier verwendet wurde. In einem ihrer Gesänge lautet der Kehrreim: „Je suis la femme — on me connait", und der bezeichnet so ganz ihre Art. Alles was eines Weibes Herz bewegt — eines Weibes jeder Gattung, jedes Standes, jedes Alters —, bringt sie zu fesselndem Ausdruck, sei es im Jauchzen der Lust oder im letzten Todesseufzen. — Des Wartens vor der Tür müde, wirft sie dem Geliebten Pflastersteine durch die Scheiben, und mitten in der Wut äußert sie dann sehnsüchtig ihr heißes Verlangen nach ihm. Tief ergreifend, mit wunderbarem Ausdruck, trug sie das Gebet der zertretenen Frau vor: „Délivre-nous de l'outrage de l'homme!" Das war der ganze Jammer eines Weibes, dem vom Manne Schmach und Schimpf angetan ist, mit dem er grausam gespielt hat, um sich dann über die Verstoßene lustig zu machen und sie unter die Füße zu treten. Dieselben Männer tun das den Frauen an, „qui les ont portés et mis au monde, et nourris dans le flanc, et qu'ils appellent mère, et mère encore de leur femme et de leurs enfants". (Die schöne Dichtung ist von Thomas B. Rudmose-Brown.) Unübertrefflich lebensvoll gestaltete die Guilbert das Zwiegespräch zwischen dem Eifersüchtigen und seiner verlogenen Geliebten. Jede Nummer hatte ihre eigene Art, und die erschien stets fesselnd. Zumeist waren es neue Chanteries, die sie vortrug. Von den bekannten wirkte besonders wieder die bretonische Legende von dem Mutterherzen, das den Sohn auch dann noch zärtlich liebt, als er es zerfleischt hat. Die Guilbert leitete jede Nummer mit einer Angabe des Inhalts ein, was nicht nötig gewesen wäre. Besser schon, es würde für die Besucher, die des Französischen nicht ganz mächtig sind — und deren gibt es doch genug auch in Berlin — dem Texte eine Uebersetzung beigefügt. Uebrigens freuten wir uns, daß Yvette die Berliner erziehen hilft. Dem endlosen, unangenehmen Klatschen gegenüber, wodurch Wiederholungen erzwungen werden sollten, blieb sie taub. Nur zum Schluß gab sie eine kleine Gabe zu. Nur eine. Und das war gut.

* Die Wiederbelebung der Kammermusik, der edelsten Art des Musikgenusses, fordert Wolfgang A. Thomas in einem Aufsatz Kammermusik im Dezemberheft von Velhagen u. Klasings Monatsheften: Die Kammermusik im Hause schläft so sachte ein. Der moderne Stimmungsmensch läßt sich lieber im Konzertsaale von einem berühmten Quartett etwas vorspielen. Ist man aber da am rechten Ort? Offenbar hat man es doch öfter empfunden, daß im großen Konzertsaale eine intime Musik, wie es die Kammermusik doch ist, nicht so recht genossen werden kann. Abgesehen davon, daß die dekorative Leere der Säle und die Unbequemlichkeit des Sitzens in engen Stuhlreihen keine rechte Stimmung aufkommen lassen, so reizt die Klangwirkung kleiner Ensembles dazu, die Schallmasse zu verstärken. Eine Massenwirkung zu bieten, widerstreitet jedoch dem Prinzip der Kammermusik. Die Komponisten machten das nicht besser, indem sie den Kammerstil orchestral ausbauten, wobei nichtssagende Füllfiguren und geschwätzige Verdoppelungen der Stimmen die erforderliche Klangverstärkung garantieren sollten. Im Orchester ist diese Satzweise nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten. In der Kammermusik sind die breiten Freskomalereien übel am Platze; man braucht zu langen Wiederholungen desselben Tones keinen Künstler, der uns erst da entzücken kann, wo er in feinem Filigran des Ensembles sein treffliches Können erweist. Auch die Versuche mit stärker resonierenden Instrumenten sind unersprießlich, denn jede Vergrößerung der Schallmasse vernichtet die intimen Reize, die zum Wesen der Kammermusik gehören. Nicht zu reden davon, daß die neuen Instrumente den altitalienischen Meisterwerken der Geigenbaukunst eines Amati, Guarneri, Stradivari an Schönheit des Klanges niemals gleichkommen. Was könnte da zur erneuten Hebung echter Kammermusik getan werden? Soll man den Dilettanten raten, wieder gesellschaftliche Kammermusik anzustreben? Die interessierten Kreise fehlen dazu, also sind die Zeiten solchen Wiederbelebungsversuchen nicht günstig. Wir spielen zwar nicht schlechter, eher besser als die Dilettanten des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Aber wir leiden an einer modernen Krankheit; sie heißt: Produktionswut. Ehemals spielte und hörte man aus Interesse an den Werken der Meister. Man wollte vor allem Haydns, Mozarts, Beethovens Kompositionen kennen lernen. Heute stehen die Ausübenden mit ihrer „Auffassung" im Zentrum des Interesses. Diese angestaunte Auffassung ist leider oft danach. Denn da wir die Werke nur vom Hören und Sagen kennen, können wir die Auffassungen gar nicht beurteilen. Die sentimentalste erscheint dem Laien oft die beste zu sein. Aufbau, Form und Technik des Satzes sind uns heute weniger vertraut. Man müßte also mit Auffassungen vorsichtiger umgehen. Einzig damit kann man die Wut, sich zu produzieren, entschuldigen, daß sie bescheidener insofern machte, als man sich nicht blamieren möchte. Freilich trifft es sich immer noch viel zu oft, daß die Selbstbeurteilung höchst niedrige Ansprüche im Interesse der Zuhörer macht.

Wenn wir die Kammermusik frisch beleben wollen, müssen wir dazu gelangen, die Kammervereinigungen aufzufordern, bei uns im Salon zu spielen. Unserer Zeit fehlt es nicht an Begüterten, die sich gut den Luxus leisten können, musikalische Gesellschaften zu geben, wo nur ausgezeichnete Musik gemacht werden dürfte. Die ungeheuren Massenwirkungen des modernen Orchesters nähren ja geradezu das Verlangen nach intimer Musik. Intime Abende, welche von Unternehmern veranstaltet werden, verhindern das wärmende Gefühl des gesellschaftlichen Zusammenschlusses; wir bleiben einsam und kalt; wenn wir in Stimmung kommen, fühlen wir uns abgeschlossen. Echtes Menschlichsein verlangt aber Vertraulichkeit und geselligen Austausch. Der Gefühlston fehlt uns heute nach dieser Seite ebenso wie eine vornehme Keuschheit. Schon daß wir für unseren Salon uns ein persönlich sympathisches Programm ausbitten können, bildet einen wesentlichen Unterschied zwischen Gesellschafts- und Saalkonzert. Im kaufmännisch angebotenen Saalkonzert muß man vorlieb nehmen mit dem Verabreichten. Und der Umfang von Werken, welche sich auf den Konzertprogrammen ständig wiederholen, kann uns nicht befriedigen. In unserer subjektiven Zeit dürfte aber das Musikprogramm auch mit einer subjektiven Note des Zuhörers getönt werden.

Bücher- und Zeitschriftenschau.

kg. Zwei in ihren hochgesteckten Zielen verwandte, sonst freilich verschiedene Wege einschlagende Werke veröffentlicht der Verlag von Fritz Eckardt in Leipzig. Paul Schulze-Berghof faßt Studien zur Aesthetik und Literatur der Gegenwart unter dem Titel: Die Kulturmission unserer Dichtkunst zusammen (Preis br. 5, geb. 6 ℳ). Um hier gleich mit der praktischen Folgerung zu beginnen, zu der Schulze-Berghof gelangt, bemerken wir, daß das Schlußkapitel „Die Nationalbühne als Volks- und Reichstagssache" behandelt. Der Gedanke geht auf eine Anregung zurück, die von Adolf Bartels herrührt. Schulze-Berghof gestaltet sie weiter aus, und zwar mit einem schönen, wohltuenden Idealismus, der allein schon genügen würde, sein Buch für lesenswert zu erklären. Es steht nun allerdings außer Frage, daß wir mehr und mehr gewöhnt worden sind, organisatorische Dinge, besonders wenn diese eine gewisse Wandlung von einmal feststehenden wirtschaftlichen Machtverhältnissen zur Voraussetzung nehmen, nicht nur auf dem Wege rein geistiger Herleitung bis dorthin zu verfolgen. Denn das gibt uns keine innerliche Sicherheit darüber, wie stark die Triebkräfte denn in Wirklichkeit sein mögen. Zuletzt wird die Gesundung unseres Bühnenwesens, eigentlich aber unseres Theatersinnes, das Ergebnis eines recht harten Kampfes werden, bei dessen Verlauf sowohl die äußeren wie die zufälligen Momente nicht weniger reichlich beteiligt sein dürften wie überall sonst. Ist es also nach der realen Seite hin mit Schulze-Berghofs Gedankenarbeit durchaus nicht abgetan, auch nicht insofern, als hiermit die Nationalbühne, als ästhetische Kulturtat gedacht, nun schon klar und reif zur Inangriffnahme geworden wäre, so hat der Verfasser doch etwas geleistet. Ihm ist es gelungen, will uns scheinen, durch eindringende Untersuchungen über die Voraussetzungen, die Schaffensbedingungen und den Geist der Dichtkunst zu zeigen, wo hinaus die Richtung und das Wirken namentlich des Dramas künftig zielen wird. Dementsprechend erörtert Schulze-Berghof zunächst die Subjektivität und Objektivität des Dichters, sodann sehr instruktiv das ethische Moment im Aesthetischen. Dieser Abschnitt bildet geradezu den Hauptteil des Buches, auch schon deshalb, weil er die Hoffnung erweckt, daß Schulze-Berghof, hier später anknüpfend, uns noch eine Art Kasuistik dazu bieten wird. Was zur Hebung des allgemeinen Empfindens für das Wesen höherer Kunst not tut, ist doch wohl ein energischer, auf literarischer Selbstzucht eines modernen Aesthetikers ruhender Versuch, von der sich fortwährend potenzierenden Bildersprache, wie sie nun Handwerksbrauch geworden ist, loszukommen. Es wäre ein Labsal und gewiß ein Erfolg weithin, ginge ein Denker dieses Feldes einmal bewußt ins Primitive, ränge sich zu dürren Worten für die einfachen Verknüpfungen durch. Gilt es doch viel mehr, die Masse der von Phantasie nicht Belasteten endlich einmal zu verständigen und nachhaltig zu erwärmen, — das wäre überhaupt schon der Sieg. — als die bereits Enthusiasmierten womöglich bis dicht an den Paroxysmus zu treiben. In Schulze-Berghofs Werk ist soviel Gut an feiner Beobachtung und glücklicher Kombination niedergelegt, daß es volle Aufmerksamkeit verdient. — Einem entschlossenen Hinwerfen des Handschuhs gleicht schon in ihrem Titel die nicht minder umfangreiche Schrift von Dr. Eugen Heinrich Schmitt: Ibsen als Prophet; Grundgedanken zu einer neuen Aesthetik (Preis br. 6, geb. 7 ℳ). Der Verfasser, der auch durch seine Berliner Vortragszyklen für eine Erneuerung unserer Welt der Begriffe mit vieler Entschiedenheit eingetreten ist, will an Hand wissenschaftlicher Analyse der Werke Ibsens die Grundlagen einer Aesthetik aufzeigen, wie sie jetzt zu gestalten sein würde. Höchst anregend, geistvoll und flüssig geschrieben, bringt das Buch wertvolles Material bei. Fast auf jeder Seite findet der Leser Anregungen, und der Strom, den Schmitts Diktion zu entfesseln weiß, muß oft erst vorsichtig abgedämmt, durch Pausen in der Lektüre zerteilt werden, weil er sonst mehr die Umrisse als die Gegenstände selbst erkennen ließe. An Widerspruch wird es ja auch dann nicht fehlen, wenn dieser Geschwindigkeit zu Gunsten des besseren Genusses abgeholfen worden ist. Schon das erste Kapitel, das die geschichtliche Stellung der Schöpfungen Ibsens zu beleuchten unternimmt, macht es sich wohl zu leicht. Der Kampf, in den, Schmitt zufolge, Ibsen als Prophet (gemeint ist manchmal schon: als Messias) eingriff, war bedeutend wechselvoller, und seine neuere Epoche begann vor rund vierhundert Jahren. Sie aber war nicht ganz so arm und durchaus verworren, wie der Verfasser es zwar nicht sagt, aber doch zur selbstverständlichen Voraussetzung nimmt, um einen Propheten zu gewinnen. Allein Ibsen ist eine so wichtige Erscheinung, und Schmitt beschäftigt sich in so reichem und tiefem Maße mit ihrer Bedeutung, daß sein Buch auf dauernden Wert Anspruch erheben kann, wie es denn schon durch seine Form und Sprache anzieht.

* Einen Almanach für Kunst-, Literatur- und Musikfreunde für das Jahr 1909, Lexikon-Oktav, ca. 200 Seiten stark, mit zahlreichen Illustrationen, Kunstbeigaben und Beiträgen von Detlev v. Liliencron, Otto Ernst, Wilhelm Hegeler, Herm. Bang, Marx Möller, Frida Schanz, Prof. Rich. M. Meyer, Prof. Dr. Berthold Litzmann, Prof. Ludwig Geiger, Lovis Corinth ꝛc. gibt S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32, zugleich als ihren Weihnachtskatalog heraus und versendet denselben an jedermann, der per Postkarte darum ersucht, gratis und franko.

* Das dritte Heft des 30. Jahrganges der Graphischen Künste (Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst) hat eine ganz besondere Physiognomie: es ist dies eine von Rudolph Junk mit Originalholzschnitten gezierte Huldigungsadresse, welche die Gesellschaft dem Kaiser Franz Josef als Förderer der graphischen Künste zu Füßen legt; die Verdienste, die der Herrscher sich um die Hebung der graphischen Kunst, speziell des Kupferstiches erworben hat, werden hier mit beredten Dankesworten gepriesen. Es folgen eine Reihe bemerkenswerter Originalholzschnitte bekannter österreichischer Künstler, und vor allem sind es die jüngeren Graphiker, welche hier zu Worte kommen. Die genialen Zeichnungen eines Koloman Moser, König, Zeitmar erinnern etwas allzu gesucht an den Anfang der Holzschneidekunst, welcher Jahrhunderte zurückliegt; aber unter den Farbenholzschnitten finden sich sehr bemerkenswerte Talentproben, besonders die Vögel von Thielmann und Klemm sowie die Straßenbilder von Moll überraschen durch unmittelbare Frische der Empfindung und feinen Farbensinn.

* Ein tieferes Verständnis für die verwickelten Verhältnisse auf dem Balkan anzubahnen sind die Aufzeichnungen eines unserer besten Orientkenner, des verstorbenen Unterstaatssekretärs Dr. Busch geeignet, die von dem Kaiserlichen Gesandten Raschdau in dem Dezemberheft der Deutschen Rundschau (Gebr. Paetel, Berlin) veröffentlicht werden. In demselben Hefte findet sich anläßlich des sechzigjährigen Jubiläums eine Würdigung Kaiser Franz Josefs und seiner Regierung aus der Feder Prof. Dr. Fourniers, an die sich eine ausführliche Besprechung des Werkes: Wien im Zeitalter Franz Josefs anschließt. Die Geschichte der französischen Revolution betitelt sich ein Aufsatz, der kurz die soziale Bedeutung der Bewegung feststellt und die gegensätzlichen Auffassungen Taines und Aulards beleuchtet. Das Für und Wider der Einschränkung des Wahrheitsbeweises bei Beleidigungsklagen wägt Prof. Liepmann-Kiel ab. Ferner bietet das Heft eine Novelle Ob früh, ob spät von Marie von Ebner-Eschenbach. Ueber die Dichterfreundschaft zwischen Scheffel und Eggers macht uns der Scheffelbiograph Johannes Proelß auf Grund einer Reihe bisher ungedruckter Briefe Scheffels und seiner Mutter an Eggers Mitteilungen. Ueber die Gedichte der Dichterin Frau Enrica von Handel-Mazzetti spricht der Literarhistoriker Prof. Rich. M. Mayer, und Archivrat v. Petersdorff über Bailleus langerwartetes Lebensbild der Königin Luise.

Folgende Bücher sind bei der Redaktion unseres Blattes eingegangen (ausführliche Besprechungen einzelner Werke bleiben vorbehalten; Zurücksendung von Büchern findet nicht statt):

Karl Eugen Schmidt, Im Lande der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. 2,40 ℳ. — Dr. Rob. Forrer, Geschichte des Europäers von der Menschwerdung bis zum Anbruch der Geschichte. 6 ℳ. — Prof. Dr. Max Dreßler, Künstler-Anatomie. 6 ℳ. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — Deflers Geschäftshandbuch. 12. Aufl. 3 ℳ. Berlin SW. 61, Rich. Defler. — Landwirtschaftlicher Frauenkalender. 52. Jahrg. 1909. 2 ℳ. Berlin, Paul Parey. — O. Schwarz, Die Steuersysteme des Auslandes (Sammlung Göschen Nr. 426). 80 ₰. Leipzig. — Prof. Dr. C. Hilty, Sub specie aeternitatis. (Ewiges Leben.) Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. — A. Haack's Damenkalender für 1909. 2 ℳ. Berlin W., A. Haack, Verlagsbuchhandlung, Geisbergstr. 40. — R. O., Auf der Schwelle möglich gewesener Ereignisse. Gedanken und Betrachtungen eines russischen Imperialisten-Revolutionärs. 2 ℳ. Berlin W. 30, Herm. Walther. — Franz Poppe, Noorddütsche Wihnachtsböm'. Plattdütsche Geschichten för jung un olt. 2 ℳ. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. — Harmonie-Kalender 1909. 1 ℳ. Berlin 35, Verlagsgesellschaft Harmonie, Schöneberger Ufer 32. — Das Recht auf den freien Sonntag im Handelsgewerbe. Verlag der Buchhandlung des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes, Hamburg 36, Holstenwall 3/5. — Hans Oberländer, Bühne und bildende Kunst. Köln a. Rh., Albert Ahn. — Jahresbericht der Oeffentlichen Lesehalle zu Königsberg i. Pr., Magisterstr. 28. XII. — B. Ludwig, Schlagwetter und Kohlenstaub. 75 ₰. Hamm (Westf.), Breer u. Thiemann. — Rich. Fester, die Säkularisation der Historie. 1 ℳ. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner.

Sport-Zeitung.

Pferdesport.

spr. Rennen zu Saint-Ouen, 14. Dezember. Prix de l'Yvette. 5000 Fr. 3500 Meter. G. Leheus Muntjac 1., Odette IV 2., Monte Christo 3. Tot.: 49:10, Platz 17, 23, 28:10.

Selbstfahrersport.

spr. Automobilismus und Deutscher Radfahrerbund. Der Deutsche Radfahrerbund gedenkt sich in Zukunft mehr als bisher des Kraftfahrwesens anzunehmen, da schon jetzt eine große Anzahl seiner Mitglieder zum Automobilsport übergetreten ist. U. a. ist für 1909 eine Fernfahrt im Bunde mit dem Mitteleuropäischen Motorwagenverein geplant. Auch die einzelnen Gaue und die dem Bunde angeschlossenen Vereinigungen planen Fahrten für Motorräder und kleine Wagen, so die Märkische Kraftfahrer-Vereinigung eine Fahrt Berlin—Wörlitz—Dresden—Leipzig—Wittenberg—Berlin, die Sächsisch-Anhaltische Kraftfahrer-Vereinigung zwei Konkurrenzen, Berlin—München und Magdeburg—Zerbst, schließlich will auch noch der Gau Plauen eine Fahrt von Dresden über Plauen nach dem Egerthal veranstalten.

Flugsport.

* Am Mittwoch, den 16. d. M. findet in der Aula der Technischen Hochschule eine Versammlung des Berliner Vereins für Luftschifffahrt mit folgender Tagesordnung statt: 1. Vortrag des Schweizerischen Generalstabsobersten Schaeck-Bern über die Fahrt des Ballons Helvetia nach Molde vom 11. bis 14. Oktober d. J. 2. Vorführung von Lichtbildern von Alpenlandschaften nach Aufnahmen vom Ballon aus. 3 Kinematographische Vorführungen von den internationalen Ballonwettfahrten im Oktober 1908 zu Berlin, sowie von den Flugversuchen der Aviatiker Delagrange, Farman und Blériot. Die Versammlung beginnt um 2½ Uhr Nachmittags.

* Ein französischer Luftballon ist, wie aus Stralsund berichtet wird, in Gr.-Cordshagen bei Kummerow im Kreise Franzburg gelandet. Der einzige Insasse des Ballons war der Leutnant Bellanger vom Fußartillerieregiment in Verdun, Mitglied des Pariser Aeroklubs. Der Ballon war Tags zuvor in Paris aufgestiegen und hatte eine äußerste Geschwindigkeit von 80 Kilometer in der Stunde erreicht. Die Nähe der Ostsee zwang den Führer zur Landung, die glatt vor sich ging.

spr. Aviatiker-Preise in Frankreich. Wie sehr in Frankreich die Bestrebungen zur Hebung der Flugtechnik unterstützt werden, geht daraus hervor, daß der Aéro-Club de France die Riesensumme von 455 250 Fr. für die verschiedenen, seiner Leitung unterstellten Konkurrenzen aussetzt. Die bedeutendsten sind: Der Michelin-Preis von 260 000 Fr., der Gordon Bennett-Pokal mit 87 500 Fr., der für einen Flug von 250 Kilometer Länge von Monf. Deutsch de la Meurthe gestiftete 60 000-Fr.-Preis und die von demselben Sportmanne für die Ueberfliegung des Aermelkanals gegebenen 25 000 Fr.